in zwei Kommissionslesungen und in zwei Plenarverhandlungen, also im ganzen viermal zur Erörterung gestellt. Man mache das Multiplikationsexempel und rechne aus, wie viel Jahre ein Parlament braucht, um einen solchen Kolotz durchzuberaten, wenn man selbst in jeder Sitzung ein halbes Dutzend Positionen durchberaten will, von denen doch jede einzelne für das Wohl und Wehe ganzer Bevölkerungsklassen entscheidend ist. Diesen Entwurf beraten, heißt seine Unmöglichkeit darthun. Wenn er zur Verabschiedung gelangte, so würde er ein geradezu glänzender Beweis für die Unfähigkeit der Oppositionsparteien sein."

Politische Uebersicht.

Hat Bülow neuerlich einen Spatzen pfeifen hören?

Aus der Münch. Allg. Ztg. weist die H.-B.-N. auf eine interessante Auslassung der Münch. Allg. Ztg. hin. Das Blatt ist bekanntlich ein ziemlich erklärtes Blatt Bülows, schon oft hat es seine Meinung vertreten, und auch in der Zollfrage bewegt es sich sorglich stets auf der Bülowschen „mittleren Linie". Deshalb ist der nachfolgende Passus einer Betrachtung über die Wirtschaftslage interessant. Er lautet:

„Möchte man doch immer bei den Erörterungen das Gemeinsame und Vereinigende statt des Trennenden hervorheben! Das Wichtigste und Unentbehrlichste sind die Handelsverträge."

Also die Handelsverträge sind das Wichtigste und Unentbehrlichste. Sie sind also wichtiger und unentbehrlicher als die Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle. Und wenn sich Erhöhung der Agrarzölle und Handelsverträge nicht gleichzeitig erreichen lassen, so müssen die Handelsverträge vorgehen. Minimalzölle, an denen die Handelsverträge scheitern könnten und vermutlich scheitern würden, sind also wirklich Unsinn!

So sagt die Logik! Ist das aber auch Bülowscher Gedankengang? Oder hat das Blatt einmal geschrieben, ohne von oben inspiriert zu sein und ohne die Ausdrücke sorgsam abzuwägen? Sollte Bülow einen von den hanseatischen Spatzen pfeifen gehört haben?

Wir würden freilich noch lange nicht Luftschlösser bauen, wie die Liberalen gern thun, wenn sich herausstellen sollte, daß uns die Münch. Allg. Ztg. in jenem Artikel wirklich Bülowisch gekommen ist. Aber als Symptom der Unsicherheit in den Regierungskreisen darf man die Stelle schon nehmen!

Ein neuer Antrag Kanitz.

Der Abg. Gamp kündigt, wie die Handelsvertragsvereins-Korrespondenz mitteilt, den Mitgliedern der Zolltarifkommission seine Absicht an, Wertzölle für Getreide, insbesondere für Weizen und Roggen, in Anregung zu bringen. Wie sich Herr Gamp diese Wertzölle denkt, ist aus der umfangreichen Begründung, die er dieser Absicht beigegeben hat, nicht klar zu erkennen. Unklarheit ist das chronische Leiden seiner Vorschläge, was ja auch schon von seinen eigenen Parteigenossen beklagt worden ist.

Im großen und ganzen erscheint die Absicht des Herrn Gamp auf das herauszukommen, was der Antrag Kanitz wollte, auf Schaffung gleichmäßiger Getreidepreise. An einem auswärtigen Markt sollen die Preise für Weizen und Roggen, event. wohl auch der anderen Getreidearten, festgestellt und dementsprechend der Zoll so bemessen werden, daß stets der gleiche Preis in Deutschland erzielt wird.

Herr Gamp meint: „Die vaterländische Landwirtschaft hat ein größeres Schutzbedürfnis, je billiger die Preise sind, zu denen das Ausland das Getreide nach Deutschland zu liefern vermag, während sie sich mit entsprechend niedrigerem Zoll begnügen kann, je mehr sich der Auslandspreis demjenigen Preise nähert, der den inländischen Produktionskosten entspricht."

Was vom Antrag Kanitz und von den Getreidezöllen überhaupt gilt, das gilt auch vom Antrag Gamp. Er ist Brotwucher, Wucher in schlimmster Form. Der Antrag Gamp hat indes das eine Gute, daß an ihm die tolle Forderung der Großgrundbesitzer scharf erkennbar wird, ohne Rücksicht auf die Konjunkturen des Marktes stets einen nicht zu niedrig bemessenen „Normal"-preis für ihr Getreide zu erhalten — auf Kosten der großen Masse, der Arbeiter und selbst der Aermsten der Armen!

Deutsches Reich.

Berlin, 3. Januar. Der Kaiser hat am Neujahrstage, als er im Zeughause die kommandierenden Generäle um sich versammelte, wieder eine längere Rede gehalten, in der er alle schwebenden Fragen berührte. Der Vorgang spielte sich, wie alljährlich der Neujahrsempfang der Generäle, hinter verschlossenen Thüren ab. — Den Inhalt der Rede wird man wohl noch aus einem der hochoffiziösen Klatschblätter Scherls erfahren.

— Verdienste um die Chinaexpedition? Der Kaiser hat die China-Denkmünze in Stahl zahlreichen Beamten der Reichspost- und Telegraphenverwaltung verliehen. Im Reichspostamt dem früheren Staatssekretär Staatsminister v. Podbielski, dem Staatssekretär Stroecke, Unterstaatssekretär Sydow, dem Direktor Gisecke u. a. — Die Herren waren allesamt nicht in China.

— In der gestrigen Stadtverordnetensitzung erfolgte die Einführung von 50 neu und wiedergewählten Stadtverordneten und die Wahl des Vorstandes. Die Sozialdemokraten forderten, daß ein Mitglied ihrer Fraktion gewählt werde. Der Antrag wurde aber mit 65 Stimmen gegen 16 Stimmen abgelehnt. — Braver Freisinn!

— Der Reichsanzeiger veröffentlicht eine Verfügung des Reichskanzlers, durch welche ein im Nordwesten des Nyassasees gelegenes Gebiet dem Landesfiskus von Deutsch-Ostafrika zur ausschließlichen Aufsuchung und Gewinnung von Kohlen vorbehalten wird, wie die Ernennungen zum Aufsichtsamte für Privatversicherungen.

— Ein Prediger der Religion der Liebe. Eine Petition des Pastors Schubert in Mulda und Genossen auf Einführung der Prügelstrafe beantragt die Petitionskommission des Reichstags, durch die über den gleichen Gegenstand gefaßten Beschlüsse des Reichstags für erledigt zu erklären.

— Eine Zentralstelle für Anarchisten-Bewachung existiert beim Berliner Polizeipräsidium. Das Anarchistenblatt Neues Leben stellt speziell fest, daß in Mannheim auf Anweisung dieser Berliner Zentralstelle bei einem als Anarchisten verdächtigen Herrn Haussuchung gehalten wurde. Beschlagnahmt wurde eine Anzahl Nummern von Neues Leben. — Der Verlag von Neues Leben erläßt abermals an die säumigen Zahler eine energische Aufforderung zur Zahlung und betont, fast scheine es so, als ob der Anarchismus bei der germanischen Rasse gar keinen rechten Boden finden könne, sonst würden die Anarchistenblätter nicht mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. — Wir glauben das auch!

Ein Zugeständnis. Daß die Haltung der christlichen Gewerkschaften zur Zolltariffrage für diese Organisationen eine höchst wichtige Angelegenheit ist, daß dabei geradezu um Leben und Tod gewürfelt wird, das möchten die Führer mancher dieser Verbände bestreiten. Aber dieser Tage hat ein Blatt der christlichen Gewerkvereine, die Westdeutsche Arbeiterztg., die von dem als Zentrumsmann auch für die ausgleichende Gerechtigkeit des Brotwuchers begeisterten Arbeitersekretär Giesberts redigiert wird, folgendes zu der Niederlage der christlichen Gewerkschaftler bei den Gewerbegerichtswahlen in Düsseldorf geschrieben: „Ein weiterer Umstand, welcher den Ausfall der Wahl sehr beeinflußt hat, war die Getreidezollfrage." Mit dem Zugeständnis können wir zufrieden sein!

Die Zollwucherwütе des Zentrums werden immer größer. Darin sind die schwarzen Herren freilich einig, daß die Arbeiter den Wuchergelüsten der Agrarier ausgeliefert werden müssen. Aber darüber, wie weit man darin gehen könne, sind sie durchaus nicht einig. Es herrscht die tollste Konfusion. Einige Aeußerungen der letzten Tage aus Zentrumskreisen mögen das illustrieren. Die Köln. Volksztg. vestritt, daß ein dem Zentrum angehöriges Mitglied der Zolltarifkommission geneigt sein dürfte, den Antrag auf Beseitigung der Mindestzölle zu stellen.

In Wesel erklärte der Abg. Fritzen, die Fraktion sei für Freilassung der Futterartikel (z. B. R.), Bindung der Viehzölle nach unten und Einführung der Viehverwertungszölle. Auch für einen angemessenen Schutz der Erzeugnisse des Gartenbaues sei die Fraktion, aber einem erfolgreichen Vorgehen stelle sich hier die Thatsache entgegen, daß ein Teil der Gärtner einen Zoll nicht wolle.

In Düsseldorf sagte der Abg. Kirsch: Das Zentrum sei im großen und ganzen für eine Erhöhung der Getreidezölle, aber innerhalb der richtigen Grenzen. Auch werde es für den viclumstrittenen Minimaltarif stimmen, doch seien über die Ausdehnung desselben auf weitere Positionen die Ansichten geteilt.

In der Generalversammlung des rheinischen Bauernvereins wetterte aber ein Herr Pilgram, Abg. Müller-Fulda könne nicht mehr als ein Zentrums-Abgeordneter angesehen werden. Müller-Fulda sei vielmehr ein Freisinniger Richterscher Tendenz... Vorsitzender Graf Spee wendete sich gleichfalls gegen Abg. Müller-Fulda, der freilich noch ein Zentrums-Abgeordneter sei, aber doch nicht genügend für die Bauern eintrete. Der Bauernverein betonte, ein Zoll von 7,50 M. sei das Geringste, was gefordert werden müsse."

In dieser Not sucht sich die Zentrumspresse durch wütende Artikel auf den bösen Bund der Landwirte schadlos halten. Das kann aber den katholischen Arbeitern schwerlich Sand in die Augen streuen.

Eine neue Professoren-Revolte? Die national-soziale Zeitschrift Die Zeit bringt folgende Nachricht: Wie wir erfahren, besteht an maßgebender Stelle die Absicht, die Straßburger Universität auch noch fernerhin durch Errichtung weiterer „katholischer" Professuren als corpus vile zu handelspolitischen Experimenten mit dem Zentrum zu benutzen. Es sind sowohl die philosophische als auch die juristische Fakultät in Aussicht genommen. Auf diese drohende Degradierung der Wissenschaft, speziell in Straßburg, zum Instrument für politische Geschäftszwecke beabsichtigt eine Anzahl von Professuren, vorläufig weitaus die Mehrheit im Lehrkörper, sobald die Sache zur Ausführung kommt, mit Amtsniederlegung zu antworten.

Das Letztere glauben wir erst, wenn wir's sehen! Vielleicht will Die Zeit die Professoren nur „frozzeln"?

Zu den verfehlten Rügen der Erfurter Tribüne und des Hamburger Echos an die Adresse des Gothaer Volksblattes, die wir schon behandelt haben, schreibt der Vorwärts am Schluß einer längeren Darlegung zutreffend:

„Und nun beurteile man, ob es berechtigt war, gegen die Gothaer Genossen irgend welche Vorwürfe zu erheben. Wir haben doch wirklich besseres zu thun, als uns um eingebildeter Prinzipienverletzungen willen zum Gaudium unserer Gegner gegenseitig in die Haare zu fahren. Erstthalbe Verstöße gegen die Partei-Interessen und die Parteigrundsätze zu rügen, in jedes Parteigenossen unbestrittenes Recht, aber um einer vielleicht nicht genügend ausgeteilten Redewendung willen prinzipielle Flohknackereien zu treiben, wo in der Sache nicht der geringste Vorwurf zu erheben, vielmehr gerechte Anerkennung am Platze wäre, das gereicht uns wirklich weder zur Ehre noch zum Nutzen, nur den Gegnern zur Freude."

Aus den Königsberger Polizeiwachen. Vor der Strafkammer des Landgerichts zu Königsberg i. Pr. hatte sich dieser Tage Genosse Julian Borchardt als Redakteur der Konigsb. Volks-Ztg., unseres ostpreußischen Parteiblatts, wegen Beleidigung eines Schutzmanns zu verantworten. In einem Artikel „Wachtstubenabenteuer" hatte Borchardt behauptet, der Schutzmann Mecklenburg habe den Drechslergesellen Emil Müller, den er in der Nacht vom 13. zum 14. Juni d. J. arretiert und nach der Wache gebracht habe, durch Schläge zwingen wollen, den Namen seines entlaufenen Begleiters zu nennen. Müller gab als Zeuge hierzu an, der Schutzmann habe ihn mit einem „Pfemer" mehrmals über den Rücken geschlagen, bis er schließlich den Namen des Begleiters genannt hätte. Der ebenfalls als Zeuge anwesende Schutzmann Mecklenburg bestritt mit aller Entschiedenheit, durch Zwangsmittel die Aussage erpreßt zu haben. Unter acht geladenen Zeugen waren aber sieben, welche die Angaben des Schutzmanns Mecklenburg teils nicht unterstützten, teils ihnen direkt widersprachen. Nur ein einziger Zeuge unterstützte die Anklage, und das war — der Schutzmann Mecklenburg selbst. Thatsache ist jedoch, daß Müller am Morgen nach dem Vorfalle vier bis fünf große Striemen auf dem Rücken hatte.

Von seiten der Staatsanwaltschaft waren, außer dem Schutzmann Mecklenburg, geladen: zwei Schutzleute, welche bei dem Auftritt auf der Wache zugegen waren. Sie sagten aus, sie hätten geschlafen und seien vom Skandal aufgewacht; dann allerdings sei nicht geschlagen worden. Aber es kann doch vorher geschehen sein, während sie noch schliefen. Weiter war da ein Gerichtsvollzieher, der zufällig die Vorfälle auf der Straße (am Alten Garten) mit angesehen hatte. Seine Aussagen deckten sich mit denen des Drehers Müller und standen denen des Schutzmanns direkt entgegen.

Schließlich hat ein Arbeitskollege Müllers den Schutzmann am Sonntag früh in der Fabrik gesprochen. Auf die Frage, ob denn Müller etwas verbrochen habe, hatte der Schutzmann geantwortet: „Eigentlich nicht. Er wollte den Namen seines Begleiters nicht nennen. Aber wie er es gespürt hat, wie ich es ihm erst ordentlich klar gemacht habe, da konnte er den Namen wohl nennen. Der Zeuge wußte wie auch ein anderer Arbeitskollege, der es hörte, hätten daraus geschlossen, daß Müller geschlagen worden sei. Und zwar hatten sie den Müller, der erst am Montag wieder zur Arbeit kam, inzwischen nicht gesehen.

So konnte das Gericht natürlich die Aussagen des Schutzmanns Mecklenburg nicht gelten lassen und mußte Borchardt freisprechen. Der Staatsanwalt hatte unglaublicherweise doch noch 60 M. gegen Borchardt beantragt. Der Verteidiger, Rechtsanwalt Haase, wies, nach eingehender Würdigung der einzelnen Zeugenaussagen, darauf hin, daß sich der angeklagte Redakteur nicht nur nicht strafbar gemacht, sondern vielmehr ein Verdienst erworben habe. Hier vor diesem selben Gerichtshof seien in den letzten Monaten eine ganze Anzahl Schutzleute wegen ähnlicher Ausschreitungen verurteilt worden, und zwar zum Teil zu hohen Gefängnisstrafen. Daß auf den Polizeiwachen geprügelt worden ist, daran zweifle in Königsberg niemand mehr. Hat doch sogar ein Polizeisekretär hier vor Gericht ausgesagt, es kämen soviel Leute, welche Mißhandlungen auf der Wache zu Protokoll geben wollten, daß er die Einzelfälle nicht im Kopf behalten könne.

Ob nun dem Schutzmann, der seine Aussage beschwor, noch etwas weiteres blüht?

Der vergessene Häftling in Frankfurt a. M., dessen bedenkliches Abenteuer wir in der vorigen Nummer mitteilten, ist glücklicher-

---

Träume geliebkost hatte, und die er, wie er wohl wußte, nie wiedersehen würde, ein stummes und herzzerreißendes Lebewohl zugewinkt hatte. In jener Zeit lag das Zentralbureau gegenüber von Notre-Dame; ein viereckiges, graues und traurig anzuschauendes Bauwerk, zu dem einige Stufen hinaufführten. Wie lang schien ihnen der Weg bis dahin! Man hielt oft bei den Preßweinen, in Brückenwinkeln an, aber ohne große Ruhepausen, da die Kälte zu lebhaft war. Unter dem niedrigen und dicken Dezemberhimmel erschien der Kranke weit bleicher, weit entstellter als in seinem Alkoven. Seine Haare waren in Schweiß gebadet und hingen unter der Anstrengung des Marsches schlaff herunter; und alles drehte sich vor seiner Schwäche umher, die schwarzen Häuser, die Gossen, die Gesichter der Vorübergehenden, die durch das klägliche Paar, das der Hausierer und sein Gefährte bildeten, gar seltsam gerührt wurden. In diesem rauhen Paris, wo das Dasein einem Kampfe gleicht, hätte man ihn für einen im Gefecht gefallenen Verwundeten halten können, den ein Kamerad unter dem Kartätschenfeuer zur Ambulanz fortführte, bevor er wieder seinen eigenen Anteil an der Gefahr nahm.

Es war noch früh, als sie auf dem Zentralbureau ankamen. Trotzdem war der große Wartesaal schon mit einer Menschenmenge gefüllt, die seit lange auf den Holzbänken um einen riesigen, prasselnden und schnaubenden Ofen saß. Es herrschte dort eine erstickende, dumpfe, betäubende Atmosphäre, die über alle Anwesenden dieselbe Erschlaffung verbreitete, sowohl über die Unglücklichen, die unvermittelt von der kalten Straße in diese Schwitzbude traten, als auch über die Beamten, die im Hintergrunde hinter einer Glasscheibe schrieben und über den Saaldiener, der mit niedergeschlagener Miene den Ofen versorgte. Als Jack an Belisars Arm eintrat, richteten sich alle Blicke bissig und unruhig auf ihn.

„Oh weh! noch einer," schienen sie zu sagen. Freilich, der Andrang zu den Hospitälern ist gar groß, jedes Tulderbett ist so gesucht, so umworben, so streitig gemacht. Die Verwaltung mag immerhin beträchtliche Anstrengungen machen, die Mildthätigkeit mag sich immerhin verdoppeln, es giebt doch stets mehr Kranke als Platz zu ihrer Aufnahme. Denn dies grimme Paris versteht sich darauf, vermittels des Lasters, des Elends und all der Kombinationen, die diese beiden Elemente des Leidens unter einander herbeiführen, alle möglichen Uebel zusammenzuschmieden und deren wunderliche, unerwartete, verwickte zu finden. Zahlreiche Probestücke seiner Geschicklichkeit breiteten sich hier auf den schmutzigen Bänken in diesem Saal des Kirchplatzes erbärmlich aus. Je nach ihrem Eintreten trennte man sie in zwei Kategorien: auf der einen Seite die Verwundeten, die die Räder der Hüttenwerke, die Verzahnungen der Dampfmaschinen, die Säuren der Färbereien verstümmeln, blind machen, entstellen; auf der anderen die Fieberkranken, die Blutarmen, die Schwindsüchtigen, klappernde Glieder, verbundene Augen und versteinerungsartige hohle, heftige Husten, die aufeinander zu warten und gemeinschaftlich loszubrechen schienen wie die Instrumente eines ohrenzerreißenden Orchesters. Und welche Lumpen, welche Schuhe, welche Hüte, welche Kopfbedeckungen! Fetzen in ihrer unglücklichsten Gestalt, Risse, die von Kot starren, Franzen, die in der Gosse gebadet sind; denn die meisten dieser Unglücklichen sind zu Fuß gekommen und haben sich, wie Jack, mühsam fortgeschleppt. Alle warteten mit Todesangst auf die Prüfungen des Arztes, der ihnen eine Eintrittskarte für ein Hospital überreichen lassen sollte oder nicht. Man mußte sie nur untereinander von ihren Krankheiten reden hören, wie sie diese absichtlich übertrieben und ihren Nachbarn einzureden versuchten, daß sie weit kränker wären. Jack hörte diese kläglichen Unterhaltungen mit an, während er zwischen einem dicken, pockennarbigen, heftig hustenden Manne und einer unglücklichen jungen Frau saß, die mit einem schwarzen Schal einen Schatten von Körper, ein schmales Gesicht verhüllte, dessen Nase und Lippen so dünn und bleich waren, daß nur die Augen darin lebendig erschienen, zwei durch den nahen Anblick der letzten Stunde verwirrte Augen. Eine Alte im Savoyardenkäppchen, mit einem Korb unter dem Arm, bot diesen Fieberkranken, diesen Sterbenden Biskuits, kleine feuchte und harte Brötchen an und wurde von jedem abgewiesen und setzte schweigend ihren Rundgang fort. Endlich öffnete sich die Thür, und ein kleiner, kräftiger und magerer Mann erschien.

Der Arzt.

Tiefes Schweigen herrschte sofort auf den Bänken, wo sich die Husten verdoppelten, die Mienen noch mehr verlängerten. Während er sich die Finger an der Ofenplatte wärmte, betrachtete der Doktor die Kranken um sich her mit jenem prüfenden und festen Blicke, der die Trunkenbolde und Schamlosen beunruhigt. Darauf begann er den Rundgang durch den Saal zu machen, begleitet von einem Burschen, der die Eintrittskarten für die verschiedenen Hospitäler austeilte. Welche Freude für diese Unglücklichen, wenn man sie für das Hospital geeignet erklärte! Welche Enttäuschung, welche Bitten, wenn man ihnen anzeigte, daß sie nicht krank genug wären. Die Untersuchung war summarisch und etwas roh, weil viel Leute da waren, und die Armen sich über ihre Leiden nicht kurz faßten, sondern diese mit allen möglichen Geschichten und Anekdoten in Verbindung brachten, mit denen der Arzt nichts anzufangen wußte. Man macht sich keine Vorstellung von der Unwissenheit, der Stumpfheit, der Unbeholfenheit dieses Volkes, das, in beständiger Furcht, sich zu kompromittieren, selbst um einen Namen, um eine mitzuteilende Adresse in Verlegenheit gerät, und dessen Schüchternheit sogleich über die unbedeutendsten Richtigkeiten abschweift.

„Und Sie, Frau, was haben Sie?" fragte der Arzt eine Frau, an deren Seite sich ein zwölfjähriges Kind drängt.

„Nicht ich, lieber Herr, sondern mein Junge."

„Nun, was fehlt Ihrem Jungen? Vorwärts, beeilen Sie sich."

„Er ist taub, lieber Herr. Das hat ihn befallen, lassen Sie sich nur erzählen. . . ."

„Ah, er ist taub? Und auf welchem Ohr?"

„Hauptsächlich auf beiden, lieber Herr."

„Wie so hauptsächlich?"

„Ja, lieber Herr . . . Eduard, sieh' auf, wenn man mit Dir spricht. Auf welchem Ohr bist Du taub?" sagte sie zu dem Bengel und schüttelte ihn, damit er aufstünde.

Der aber verharrt in eintöniger Stummheit.

„Auf welchem Ohr bist Du taub?" wiederholt schreiend die Mutter.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020103/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG